

LETZTE DINGE



TOD UND BESTATTUNGS-
KULTUR IN CHINA

Maja Linnemann

最后
的
事
情



INHALT

Einführung.....	5
1. Hautnah und mittendrin.....	15
2. Kurzer Exkurs in Chinas lange Bestattungsgeschichte	49
3. Die Bestattungsreform: Wider Verschwendung und Aberglaube	77
4. Der Friedhof : Tatsächlich ein Ort der letzten Ruhe?	111
5. Märtyrerrfriedhöfe: Ein Platz für Chinas Helden.....	149
6. Letzte Dinge großer Männer – und einiger weniger Frauen	171
7. Ausländer in China	199
8. Das Geschäft mit dem Tod	211
9. Letzte Worte	225
10. Quellen & Empfohlene Lektüre	228
Zur Autorin	233
Ausserdem in dieser Reihe erschienen.....	235

EINFÜHRUNG

奠

Tod und Sterben in China

Erfahrungsbericht und Spurensuche

„Rutu wei'an“ – Frieden in der Erde finden
Alter Spruch

„Die Reform bedeutet, 1000 Jahre alte Bräuche zu zerschlagen, um eine neue Ära einzuläuten“
Zitat aus dem Report on Funeral Development of China (2010)

Sterben und Tod sind Themen, die uns alle unvermeidlich (be-)treffen. Anders als Geburt, Erwachsenwerden und Heirat ist das Lebensende aber kein freudiges Ereignis, sondern mit individuellen Ängsten und für Hinterbliebene – Verwandte, Freunde, Fans – mit Trauer und Verlustgefühlen verbunden, deren Ausmaß und Form vor dem Ereignis gar nicht abzuschätzen ist. Mit der Industrialisierung, Modernisierung und dem „Triumph von Wissenschaft und Technik“ wurde das Sterben im 20. Jahrhundert ein Prozess, der sich immer mehr aus Alltag, Familie und Dorfgemeinschaft in Krankenhäuser und Altenheime und in die Hände von Profis verlagerte. In den modernen chinesischen Metropolen des 21. Jahrhunderts ist der Tod kaum noch präsent.

Symptomatisch für den heutigen Umgang mit dem Tod ist der Titel eines 2012 erschienenen wissenschaftlichen Sammelbandes, in dem es um aktuelle Bestattungstrends in Japan, Korea und der Volksrepublik China geht: Invisible Popu-

lation: the Place of the Dead in East Asian Megacities. Die Autorin Maylis Belloq schreibt zu Shanghai, der Tod sei aus der Stadt vertrieben. Kaum ein Ausländer, selbst jene, die lange in der Stadt gelebt hätten, könne sagen, wo Friedhöfe lägen.

Dies steht in krassem Gegensatz zu Beschreibungen von europäischen Missionaren und Reisenden seit dem 16. Jahrhundert. In ihren Berichten, die erstmals Informationen zu Bestattungsritualen und -gebräuchen nach Europa übermittelten, wird immer wieder betont, welch immens wichtige Rolle der korrekte Umgang mit dem Tod bei Chinesen spiele, und dass die Sorge für die Toten wichtiger sei als jene für die Lebenden.

So schrieb der in Köln geborene Jesuit Adam Schall von Bell, der von 1623 bis zu seinem Tod 1666 in Peking lebte und dort Zeuge des Übergangs von der Ming- zur Qing-Zeit wurde: „Bei der Bestattung ihrer Toten lassen sowohl die Tartaren wie auch die Chinesen auffällige Sorgfalt walten. Denn sie stellen sich vor, dass das Glück aller Nachkommen davon abhängt.“

Mein eigenes Interesse am Tod hat auch mit persönlichen Erfahrungen zu tun: mit dem Tod und den Bestattungen meiner Eltern in Deutschland 1993 und 2004 und dem Ableben meiner Schwiegereltern in China 2016 und 2019. Die Bestattung der irdischen Überreste meines chinesischen Schwiegervaters geschah sogar zweimal, so dass ich sowohl am typischen Ablauf einer „modernen“ Trauerfeier in einer Millionenstadt als auch bei einer traditionelleren Dorfbestattung eingebunden war. Letztere traf mich nicht unvorbereitet, hatte ich doch bereits 2009 im Heimatdorf meines Schwiegervaters in der Provinz Shanxi eine Bestattung im Nachbarhaus miterleben

können, die ich teilweise gefilmt hatte. Die Aufnahmen habe ich in den Jahren danach oft angesehen, so dass mir vor allem die „akustischen Impressionen“ einer chinesischen Beerdigung immer vertrauter wurden. Es bleibt nicht aus, zu vergleichen, zwischen Deutschland und China, und zwischen Stadt und Land. Meine persönlichen Erlebnisse haben wiederum dazu geführt, dass ich zu recherchieren begann – und bei Zhu Xi fündig wurde, einem neo-konfuzianischen Philosophen, der von 1130 bis 1200 in der Song-Dynastie gelebt hat. Seine Schrift mit dem Titel Familienrituale, die das Idealverhalten bei Geburt, Heirat, Tod und bei der Ahnenverehrung regelten, sollen in der Ming-Zeit beinahe in jedem Haushalt zu finden gewesen sein. Vieles, was darin festgelegt war, findet sich heute noch im allgemeinen Wissensschatz vieler Chinesen und ist im kulturellen Gedächtnis unter „Tradition“ abgespeichert.

Während ich bereits begonnen hatte, an diesem Buch zu schreiben, ergaben sich weitere Gelegenheiten, an Trauerfeiern in China teilzunehmen, sowohl in der Hauptstadt Peking, als auch auf dem Land, in der Provinz Hubei. Gleichzeitig habe ich Ende 2019 in Bremen an einem Hospiz-Kurs teilgenommen und dann eher zufällig erfahren, dass diese Bewegung sich seit einigen Jahrzehnten auch in China ausbreitet. Ebenso wie das Veranstaltungskonzept des Death-Cafés, welches in der Schweiz entstand. Dabei treffen sich ganz unterschiedliche Menschen bei Kaffee und Kuchen und sprechen zwanglos über die Aspekte des Themas Tod, die ihnen gerade wichtig sind. Etwa 2014 wurde erstmals ein Death Café in Shanghai durchgeführt.

In Deutschland scheint sich im Umgang mit Tod und Sterben gerade in den letzten zwanzig

Jahren viel verändert zu haben. Lange wurde das Lebensende und alles was damit zu tun hatte, als Tabu-Thema bezeichnet, aber das gilt heute nicht mehr. Zahlreiche Bücher, Filme und Dokumentationen sind in den letzten Jahren dazu erschienen, die ganz unterschiedliche Aspekte in den Blick nehmen – eine journalistische Herangehensweise, wie „Mein Jahr mit dem Tod“ und „Hirschhausen im Hospi“z, TV-Dokumentationen um sterbende Eltern kleiner Kinder; eine biografisch-literarische, die den Tod eines eigenen Elternteils verarbeitet; kulturhistorische und soziologische, zum Beispiel zu Friedhöfen im Wandel der Zeit, wie „Gestatten Sie, dass ich liegen bleibe“ oder „Stirbt der Friedhof?“, und auch der eine oder andere Blick in die Welt, wie in dem von einer US-amerikanischen Bestatterin verfassten Buch „Wo die Toten tanzen. Wie rund um die Welt getrauert und gestorben wird.“ China kommt darin allerdings nicht vor.

In Deutschland diskutiert man über Sterbehilfe und Patientenverfügung und kann an der Volkshochschule einen „Letzte Hilfe-Kurs“ belegen. Die Traditionen wandeln sich, und selbst die Gewissheit, dass der Bestatterberuf krisensicher sei – „Gestorben wird immer“, wie es so schön heißt – bröckelt: Der Anteil von Sargbestattungen sinkt hierzulande kontinuierlich zugunsten von Feuerbestattungen und die feste, namentlich gekennzeichnete Grabstätte auf einem Friedhof verliert an Attraktivität. Immer mehr Menschen in Deutschland lassen sich anonym bestatten, zum Beispiel in sogenannten Fried- oder Ruewäldern. Das hat natürlich auch Kostengründe, denn eine Beerdigung ist nicht billig. Etablierte Friedhöfe lassen sich daher neue Formen der Beerdigung einfallen, wie zum Beispiel Gemeinschaftsgrabstätten, die auch eine neue Ästhetik

schaffen. „Als ich Kind war, lagen die Gräber so dicht an dicht, dass keine Lücke zu sehen war“, hörte ich eine Anwohnerin am Ende einer Friedhofsführung auf dem Neustädter Friedhof in Bremen sagen. Heute schweift der Blick zur Hälfte über ungenutzte Grünflächen, den Friedhöfen gehen sozusagen die „Kunden“ aus. Daher wird nach neuen Ideen zur Nutzung gesucht, in Berlin zum Beispiel hat sich ein Friedhof fürs „Urban Gardening“ – gemeinschaftliches Gärtnern – geöffnet. Aber auch, dass Deutschland Heimat für immer mehr Menschen aus anderen Kulturen mit ihren eigenen Traditionen, Ritualen und Bedürfnissen geworden ist, zeigt sich im Bestattungswesen und auf den Friedhöfen. Allgemein wird „bei uns“ ein Trend zur Individualisierung festgestellt, ganz nach dem Motto: „Das letzte Hemd hat viele Farben“.

Zurück nach China: Auch wenn die Friedhöfe und Krematorien in die Peripherie der Städte verbannt wurden, gibt es doch im Alltag Momente, in denen einem der Tod indirekt nahe kommt: So sieht man an bestimmten Tagen des Jahres, meist in der Abenddämmerung, Menschen auf dem Fußweg Feuer entzünden und Papier verbrennen. Häufig tun sie dies an Straßenkreuzungen. Auf Chinesisch heißt es genauso so: shao zhi = Papier verbrennen, allerdings handelt es sich dabei nicht um irgendein Papier: das grobe, gelbe oder weiße Papier symbolisiert Geld und sieht auch oft wie Geld aus, Scheine, bedruckt mit Millionenbeträgen in Yuan oder US Dollar, ausgegeben von der Höllenbank und mit dem Konterfei des Höllenfürsten. Dann ist entweder Qingming, das Fest des Totengedenkens, der „Tag der hungrigen Geister“ (15. des siebten Monats nach dem Mondkalender), der „Tag der

Winterkleidung“ Hanyijie (1. Tag des 10. Monats nach dem Mondkalender oder die Wintersonnenwende Dongzhi. In jedem Fall will man die Geister der Toten, also der Ahnen, besänftigen und ihnen etwas Gutes zukommen lassen, und es ist auch ein Moment sein, in dem man den eigenen Toten nahe sein kann.

Meist in der Nähe von Krankenhäusern konzentrieren sich die Geschäfte der Totenausstatter, die „Kleider des langen Lebens“ und Blumenkränze oder eher Blumenräder, aber auch das Papiergeld zum Verbrennen verkaufen. Als meine Schwiegermutter durch ihre Krebserkrankung immer schwächer wurde, sagte mein Mann mehrmals: „Ich muss meiner Mutter Kleidung kaufen.“, worauf ich recht unpassend mit der Frage reagierte „Was braucht sie denn jetzt noch?“. Was er mit diesem harmlos klingenden Satz sagen wollte, und was ich nicht verstanden hatte, war: „Sie braucht bald ein Totenkleid“.

Eine literarische Verarbeitung dazu, wie traditionelle Vorstellungen rund um Tod und den „richtigen“ Umgang damit, die Kulturrevolution überlebt haben, habe ich in dem Roman „Cibei – Mitgefühl“ – von Lu Nei gefunden. In „Mitgefühl“ wird viel gestorben und der Autor vermittelt in einigen Szenen volkstümliche Vorstellungen, die mit dem Tod verbunden und offensichtlich auch heute noch präsent sind.

Auch chinesische Filme geben manchmal Einblicke in den Umgang mit Sterben und Tod. 2020 lief der Film „The Farewell“ in deutschen Kinos. Darin geht es um eine an Krebs erkrankte alte Dame in China, deren Kinder und Enkel unter einem Vorwand aus dem Ausland zurückkommen, um sich zu verabschieden, ohne dass die Betroffene selbst von ihrem Zustand weiß.



1. HAUTNAH UND MITTENDRIN

葬礼

Musik und Papierpferde: Tod und Bestattung auf dem Land

Provinz Shanxi, September/Oktober 2009

Eine dörfliche Trauerfeier hautnah miterleben konnte ich zum ersten Mal im Herbst 2009 in der nordchinesischen Provinz Shanxi. Das kam so: In jenem Sommer äußerte mein Schwiegervater, Du Licheng, den Wunsch, noch einmal seinen Geburtsort zu besuchen. Er stammte aus einem Dorf im Süden eben dieser Provinz, nahe der Kreisstadt Jincheng. Dort hatte ihn seine ältere Schwester nach dem frühen Tod der Eltern in den Kriegszeiten der 1930er und frühen 1940er Jahre aufgezogen. 2009 lebte sie noch, war aber bereits 89 Jahre alt. Für uns war sie eine Tante väterlicherseits, also eine „gugu“. Wie der Schwiegervater oft erzählte, hatte er das Dorf im Alter von etwa 18 Jahren verlassen, um sich der kommunistischen Volksbefreiungsarmee anzuschließen. Ob oder zu welchem Grade das freiwillig geschehen war, blieb immer offen. Nach Aussagen von Zeitzeugen in dem Buch „Maos Langer Marsch. Mythos und Wahrheit“ von Sun Shuyun wurden junge Männer damals oft mit Tricks oder Drohungen rekrutiert. Mein Schwiegervater ging nicht alleine aus dem Dorf weg, sondern zusammen mit sechs anderen jungen Männern, oder vielmehr Halbwüchsigen. Zwei Jahre später sei er als einziger noch am Leben gewesen, erzählte er. Unter anderem hatte er 1948/49 in der Schlacht um die Provinzhauptstadt Taiyuan gekämpft, – er benutzte natürlich den offiziell üblichen Begriff „Befreiung“ –, in der laut einer Denkmalschrift am Märtyrerrfriedhof in Taiyuan 45.000 Menschen ums Leben kamen. Später wurde er zum

Militärkommando in Lanzhou versetzt, wo er seine Frau kennenlernte und Schritt für Schritt die parteiinterne Karriereleiter hinaufstieg. Ein politischer Fehler beendete diese Karriere: 1960 verteidigte er General Peng Dehuai, der Mao Zedongs großen Sprung kritisiert hatte und dafür abgesetzt wurde. Anfang der 1960er Jahre ließ sich mein Schwiegervater nach Yinchuan versetzen. Yinchuan ist die Hauptstadt der vergleichsweise kleinen Autonomen Region Ningxia, in der vornehmlich der Hui-Muslime leben. Nachdem er die Kulturrevolution relativ unbeschadet überstanden hatte, wurde er Parteisekretär des Elektrizitäts- und Umspannwerks vor Ort, zog mit seiner Frau drei Kinder groß und verbrachte hier seinen Lebensabend.

Nun hatte er also den Wunsch, noch einmal in seinen Geburtsort zu fahren. Vielleicht, um noch ein letztes Mal die Schwester zu sehen? Mein erster Gedanke, als ich das hörte, war: „Toll, das müsste man filmen.“ Eine Rückkehr zu den Wurzeln gerade in diesem Jahr, in dem die Volksrepublik 60 wurde. Begegnungen mit Kindheitsfreunden, Erinnerungen an alte Zeiten. Offene Fragen klären, die Familiengeschichte festhalten und in die große Geschichte einordnen. Ein echtes „Oral History Project“.

Kurz darauf stellte sich heraus, dass er sich die Reise doch nicht mehr zutraute, mein Mann, Lao Du, und ich sollten aber trotzdem fahren, wünschte er. Es war Ende September, kurz vor dem Nationalfeiertag. Das 60-jährige Jubiläum der Volksrepublik China wurde in Peking mit großen Aufmärschen gefeiert. Ich lieh mir eine einfache Kamera von einem Bekannten, einem Kameramann beim Fernsehen in Peking, der mir auch noch ein paar dramaturgische Tipps gab. Mein Wunsch war jetzt, meinem Schwiegervater

die Aufnahmen vom Besuch in Shanxi zu zeigen, um ihn sein Dorf noch einmal so erleben zu lassen, als wäre er selbst dagewesen.

Dann ging es los, mit dem Zug eine Tagesfahrt von Peking in den Süden der Provinz Shanxi. Dort erwarteten uns ein Cousin, der Sohn der Gugu, und andere Verwandte. Sie hatten für uns ein Hotel gebucht und aßen mit uns zu Abend.

Am nächsten Tag fuhren wir aufs Land. Die gepflasterte Straße, über die die Fahrt etwa eine Stunde dauerte, gab es erst seit wenigen Jahren. Sie war das Ergebnis von Eigeninitiative und Spenden, auch mein Schwiegervater hatte sich beteiligt. Zuerst kamen wir in das Dorf, in dem die gugu lebte. Sie wurde im monatlichen Wechsel von ihren zwei Töchtern betreut. Auf ihren kleinen Füßen, die ihr als Kind eingebunden worden waren, hoppelte sie erstaunlich agil zwischen Küche, Wohnzimmer, Hof und Außenbereich hin und her, kochte teils noch selbst und versorgte ihre drei Hühner. In dem Hofhaus lebte außerdem ein altes Paar. Alle freuten sich über unser Kommen, aber die Verständigung war schwierig, denn die Leute sprachen sehr starken Dialekt. Wie sich später herausstellte, war der alte Mann, der auch hier lebte, ebenfalls in den 1940ern als Soldat verpflichtet worden. Allerdings war er wohl geflüchtet und ins Dorf zurückgekehrt, aus Heimweh und weil er seine Frau so sehr vermiss-te. Hier bekam also der Mythos des Schwiegervaters – sieben junge Männer hatten das Dorf verlassen, um sich der Armee anzuschließen und nach zwei Jahren waren alle bis auf ihn tot – einen Knacks. Zählte dieser alte Mann nicht, weil er fahnenflüchtig gewesen war?

Dann wurden wir in das nächste Dorf gebracht, wo mein Schwiegervater aufgewachsen war. In seinem Elternhaus lebten nun Du Weiguo und

seine Frau, beide um die vierzig. Das Paar hatte zwei Kinder. Du Weiguos Vater war als Findelkind in die Familie Du gekommen und adoptiert worden. Vor etwa zehn Jahren war mein Schwiegervater zum letzten Mal hier gewesen und hatte Du Weiguo das Eigentum an Haus und Land offiziell überschrieben, um dessen Stellung im Dorf gegenüber dem Clan mit dem Nachnamen Fan zu stärken. Hätte er das nicht getan, würden Haus und Land heute meinem Mann gehören.

Du Weiguo führte uns in den kommenden Tagen durch das Dorf. Manche Dorfbewohner begrüßten meinen Mann mit einem vertrauten „Huilai le ma? - Du bist wieder da?“, als wäre er nur kurz weg gewesen.

Zuerst ging es einen kleinen Erdpfad unweit seines Hauses bergauf. Hier lagen an einem terrassierten Hang unter Bäumen die Gräber der Familie Du. Die hinteren Reihen mit den Grabstätten der älteren Generationen waren zugewachsen, die vorderen je von einem Mäuerchen begrenzt. Auf jedem Grab wuchs ein Baum. Die Gräber waren nicht gekennzeichnet, aber Du Weiguo konnte genau sagen, wer wo lag, und mein Mann verneigte sich still vor den Gräbern seiner Groß- und Urgroßeltern.

Wir blieben drei Tage, wobei wir zwischen dem Dorf der Gugu und dem von Du Weiguo, die etwa fünf Kilometer auseinanderliegen, hin- und herpendelten. Außer über die Straße waren die Dörfer noch über eine steinige Schlucht verbunden, durch die man wandern konnte. Wir besuchten einige Dorfbewohner, vor allem solche, die meinen Schwiegervater gekannt hatten. Ein ehemaliger Schulkamerad von ihm sprach mit dünner Stimme ein paar Grußworte in die Kamera.

Höhepunkt des Aufenthalts war für mich aber die Bestattungsfeier, die im Haus hinter Du

Weiguos Anwesen in Vorbereitung war. Ein alter Mann mit Nachnamen Fan war gestorben. Was mich überraschte, war, dass er nicht alleine beerdigt wurde, sondern zusammen mit seiner bereits verstorbenen Frau sowie seinem ebenfalls früh verstorbenen Sohn und dessen Frau. Vermutlich waren letztere seit ihrem Ableben in temporären Grabstellen gelagert geworden, die aussehen wie kleine gemauerte Häuschen mit Spitzdach.

Die Särge der beiden Hauptpersonen der älteren Generation standen im zentralen Raum des Hauses, wo man sie vom Hof aus sehen konnte. Davor waren auf einem Tischchen Bilder der Verstorbenen sowie Äpfel und eine Schale zum Abbrennen von Räucherstäbchen aufgestellt. Die Särge des Sohnes und der Schwiegertochter standen draußen, außerhalb des Hofes, vielleicht aus Platzgründen, oder weil sie „nur“ der jüngeren Generation angehörten. Sie waren schwarz, die Vorderseiten mit farbigen Bildern verziert, wozu mir der Begriff „Bauernmalerei“ in den Sinn kam. Die Bilder stellten einen Altar dar, wie er normalerweise vor einem Sarg aufgebaut wird, mit Ahnentafel, Opfergaben und dem Schriftzeichen für „dian“, welches „ein Totenopfer darbringen“ bedeutet. Es findet sich üblicherweise auch auf den Blumenrädern, die zu Beerdigungen geschenkt werden, vergleichbar den Kränzen in Deutschland. Auf einem der Särge stand geschrieben „siji changqing – ewig während, immergrün“. Später würden wir einmal neben den Särgen unsere Nudeln verspeisen, mit denen alle Helfer und Gäste in diesen Tagen vom Sohn des Hauses versorgt wurden. Dafür hatte er in seinem Wohnhof extra zwei riesige Woks mit aus Lehm geformten Feuerstellen installieren lassen.

Wir besichtigten auch die ausgewählte Grabstelle am Hang eines Hügels, aber nicht dort, wo

die Dus begraben sind. Zwei Männer schaufelten die Grube aus, während dreimal so viele drumherum standen und zuschauten. Am Rand der Baustelle stand eine halbvolle Schnapsflasche, an Zigaretten mangelte es auch nie. Manche der Helfer arbeiteten ohne Lohn, da musste wenigstens für das leibliche Wohl gesorgt sein. Am Rande der Grube lagen Ziegel bereit, mit denen sie später ausgemauert werden sollte.

Die Trauerfeier fand an dem Tag statt, an dem wir abfahren sollten. Am frühen Nachmittag sammelte sich vor dem etwas höher gelegenen Haus der Trauerzug. Am Eingang der Gasse, neben Du Weiguos Haus, standen unzählige bunte, von Trauergästen gespendete Papierblumenräder, silbern und golden glänzende „Geldbarren“ in Schiffchenform, die sogenannten Xibo, und andere Papierobjekte. Zwischendrin standen, saßen und hockten viele Kinder und Schaulustige. Es war der erste Oktober 2009, der 60. Gründungstag der Volksrepublik China, und der Beginn einer „goldenen“ Urlaubswoche. Das Dorf, welches an den Tagen zuvor verlassen und beinahe ausgestorben gewirkt hatte, war zu neuem Leben erwacht: viele junge Leute, die in der Kreisstadt oder sonst wo außerhalb arbeiteten, waren zu Besuch bei ihren Eltern und Großeltern oder bei ihren Kindern, die von den Großeltern betreut wurden.

Die Spannung stieg und ich freute mich über meine kleine Kamera, mit der ich die Ereignisse festhalten konnte. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung. Ein junger Mann, der Böller entzündete und im Gehen vor sich auf die Erde warf, führte ihn an. Dahinter kam die Kapelle, die sich aus Becken, Suonas und Trommeln zusammensetzte. Die Trommeln waren auf einem Fahrradgepäckträger befestigt, die Trommlerin, die am Abend auch singen würde, schritt hinterher. Die

drei Suona-Bläserinnen waren erstaunlicherweise alle Frauen. Das war „früher“ bestimmt anders gewesen.

Hinter der Kapelle ging der Sohn des Verstorbenen, der die Bilder seiner Eltern, die vorher vor dem Sarg aufgestellt gewesen waren, vor der Brust hielt. Ihm folgten ältere Männer, ein Teenager mit den Bildern der beiden Toten der jüngeren Generation (war das ihr Sohn?), mehrere Frauen und zuletzt noch ein paar Kinder. Insgesamt mindestens vierzig Personen. Alle, auch die Kinder, hatten weiße Trauerkleidung über ihre normale Kleidung gestreift.

Hinter den Familienangehörigen trugen Männer die vielen Grabbeigaben, die am nächsten Tag am Grab verbrannt werden würden. Am besten gefielen mir zweilebensgroße Pferde, ein rotes und ein weißes. Mit Stroh ausgestopft waren sie leicht genug, um von je einer Person getragen werden zu können. Zu ihnen gehörten zwei Pferdeknechte, die ich wegen ihrer weißen Mützen und Jacken zunächst für Köche hielt. Ich hatte die Peitsche übersehen. Ich fand, dass man im Jenseits bestimmt auch einen Koch gut gebrauchen könnte. Dem technischen Fortschritt genüge tat ein rotes Auto mit Chauffeur. Der Chauffeur war ein Ausländer und das Auto mit seinen eckigen Formen vielleicht dem VW-Santana-Modell nachempfunden, das seit den 1980ern im ersten deutsch-chinesischen Pkw-Joint Venture in Shanghai produziert wurde, und lange das Bild des Stadtverkehrs in China bestimmte.

Begleitet vom Knallen der Böller und der scheppernden Musik der Kapelle zogen die Teilnehmer des Trauerzugs im Licht der freundlich-warmen Frühherbstsonne mehrere Runden durch das Dorf. Hier und da standen am Wegesrand Zuschauer, die offenbar keine enge

Beziehung zur Familie des Toten hatten, – warum würden sie sonst nur zuschauen?

Ziel des Zuges war ein Zelt, das auf dem Sportplatz des Dorfes aufgebaut worden war. Mit seinen Baldachinen aus blau-weiß und gelb-orangefarbener kariertem Gewebe war es vor allem einfarbig. Im vorderen Bereich gab es Elemente, die einem traditionellen Hauseingang nachempfunden waren, wie z.B. Holzgitterfenster, auch diese waren aus Stoff. Im hinteren Bereich standen bereits die vier Särge, davor ein großer Tisch mit den Bildern der Verstorbenen und Platz für die Opfergaben. Nach und nach wurden diese von Helfern herbeigetragen, neben jenen aus Papier auch Nahrungsmittel wie Fertigsuppen und Softdrinks in Dosen. Einzelne Familienmitglieder knieten nieder und hoben sie auf den Altar. Bei dieser zeremoniellen Handlung wurden sie vom Zeremonienmeister und seinen Gehilfen angeleitet und unterstützt. Vorher und nachher sammelten sich die Trauergäste vor dem Altar und machten gemeinsam mehrere Kottaus, bei denen der Kopf den Boden berührte.

Nachdem alles aufgebaut war, gab es bis zum Abend eine Pause. Es war bereits dunkel als die richtige Feier begann. Vor dem Altartisch lag nun ein roter Teppich. Drum herum hatte die Kapelle Platz genommen, alle Frauen in mittleren Jahren, nicht mehr ganz schlank, die sich in weiße, glänzende, mit roten Paspeln abgesetzte Polyesterkostüme gezwängt hatten. Keyboard und Synthesizer motzten die traditionellen Instrumente auf. Die Frauen schlugen mit unbewegten Mienen ihre Trommeln, bliesen in die Trompeten und ließen die Suonas scheppern. Star der Truppe war ein ebenfalls mittelalter, schlanker Mann in einer traditionellen, rotglänzenden Jacke mit goldenen Verzierungen und einer weißen Hose.





den Papier mit rotem Aufdruck und die modernen Valuta-Varianten, in hohen Denominationen ausgegeben von der „Höllbank“. Kurz vor dem Krematorium blockierte ein Stau das Fortkommen, der für etwas Unruhe sorgte, aber was sich wie Stunden nervösen Wartens anfühlte, waren letztendlich nur wenige Minuten und wir kamen rechtzeitig an. Wie viele Trauerfeiern hier an diesem Vormittag gleichzeitig stattfanden, weiß ich nicht, aber es waren mehrere und es erschien fast wie ein Wunder, dass alle Trauergäste ohne größeres Chaos den richtigen unter den diversen nüchternen Abschiedsräumen fanden. Bevor es in den größeren Raum zur Zeremonie ging, sammelten sich die Gäste in einem Vorraum mit Sofas und hefteten sich die tags zuvor bestellten weißen Trauerrosetten an die Brust.

In der Mitte des Raumes, in dem die Trauerfeier stattfand, lag der Schwiegervater unter der roten Polyesterdecke aufgebahrt.

Er war von einer dreistufigen weißen Umrandung eingerahmt, die mit frischen, gelben Chrysanthemen in Töpfen geschmückt war. Auf dem Boden rechts und links daneben standen weitere Töpfe mit Zimmerpalmen. Die Blumenbarriere schaffte eine deutliche Distanz zwischen dem Leichnam und den Anwesenden.

An der Fußseite des Toten stand das Porträt eines lächelnden alten Du Lichengs. Der Raum war mit blassroten melierten Steinplatten gefliest, das Fenster nach außen durch einen weiß-grauen Vorhang verdeckt, in der Ecke stand die Säule einer Klimaanlage. An der Wand gegenüber der Eingangstür befand sich ein Bildschirm, über den in einer Endlosschleife einige Fotos aus Du Lichengs Leben liefen. Oberhalb des Bildschirms und senkrecht an den Seiten befanden sich LED-

Spruchbänder, ähnlich den Spruchpaaren aus Papier, die zum chinesischen Neujahrsfest zu beiden Seiten eines Hauseingangs aufgehängt werden. Darauf in gelber Leuchtschrift:

Oben: „In tiefer Trauer gedenken wir des Genossen Du Licheng.“

Links: „Ein arbeitsreiches Leben, die guten Taten werden ewig erinnert.“

Rechts: „Ein Leben lang ein Vorbild der Einfachheit für alle.“

Auf der rechten Seite des Raumes, am Fenster, befand sich ein Rednerpult. Auf der linken Seite, dem Platz für die nächsten Familienangehörigen, stand eine niedrige Metallbank mit drei himmelblauen Sitzen, außerdem hing dort der obligatorische Feuerlöscher. Von der Anmutung her hätte der Raum auch ein Wartezimmer im Krankenhaus, in einer Bank oder auf dem Polizeirevier sein können: Kühl, sachlich, unpersönlich, hässlich. Trost spendend? Feierlich? Eher nicht. Erst im Nachhinein entdeckte ich auf einem der Handyfotos, die von einigen Anwesenden gemacht wurden, dass auch eine Kamera in der Ecke hing. War die an? Wer hat da gefilmt und warum? Wenn ja, was geschah mit den Aufnahmen, wer hat sie angesehen?

Lao Guo, den ich bei einem ersten Treffen vor ein paar Jahren für patriarchalisch und provinziell gehalten hatte, führte durch die Zeremonie und las die Abschiedsrede eines alten Kollegen vor, der aus gesundheitlichen Gründen nicht dabei sein konnte. Seine zuverlässige Fürsorge und Anteilnahme zeigten ihn mir nun von einer ganz neuen Seite. Den Anfang aber machte die Vertreterin der früheren Arbeitsstelle mit einer kurzen Ansprache, in der sie die beruflichen Erfolge des Verstorbenen würdigte. Zusammen mit meinem

Mann und meiner am Vorabend aus Kalifornien eingetroffenen Schwägerin stand ich ihr gegenüber. Die Trauergäste standen in mehreren Reihen vor Leichnam und Bildschirm.

Zum Abschluss sprachen mein Mann und seine Schwester jeweils ein paar Worte. Hatten sie das vorher festgelegt? Ich fürchtete plötzlich, auch aufgerufen zu werden und etwas sagen zu müssen, aber das geschah zum Glück nicht. Die Ansprachen waren schnell vorbei. Bevor sich die Gruppe der Trauergäste auflöste, verbeugten sich alle dreimal vor dem Sarg, schritten gegen den Uhrzeigersinn um den aufgebahrten Leichnam herum und sprachen uns dreien ihr Beileid aus. Dann gingen sie hinaus. Dies entsprach im Großen und Ganzen dem üblichen Ablauf einer städtischen Abschiedszeremonie, wie sie nach Gründung der Volksrepublik etabliert wurde.

Nach der Zeremonie wurde der Leichnam in den Bereich des Krematoriums mit den Verbrennungsöfen gebracht. Da es auf zwölf Uhr – die übliche Essenszeit – zuging, fuhren unsere Gäste zum Restaurant, während mein Mann und ich zusammen mit Lao Guo darauf warteten, die Asche ausgehändigt zu bekommen. Anfangs war der Hof noch voller Menschen, viele davon in weißer Trauerkleidung.

Schließlich saßen nur noch wir und ein Paar mittleren Alters in dem tristen Warteraum der „Ascheausgabe“. Auf einem Bildschirm konnten wir den Fortschritt der Leichenverbrennung mitverfolgen: zuerst: „Du Lichengs körperliche Reste werden verbrannt“. Dann: „Du Lichengs Asche ist jetzt in der Abkühlung.“

Mit der immer noch warmen Asche, aufgeteilt in eine Schatulle und ein großes rotes Satintuch, setzten wir uns ins Auto und Lao Guo fuhr uns ins

Restaurant, wo die Trauergäste auf uns warteten. Zum Essen kam auch Schnaps auf den Tisch, und ich erinnere mich, dass ich mit meinem Mann zusammen mit jedem und jeder einzeln anstieß und ihnen dankte, so wie man es in China auch bei Hochzeiten und anderen Banketten macht.

Nach meiner Abreise verstreuten mein Mann, seine Schwester und deren Tochter einen Teil der Asche Du Lichengs im Gelben Fluss, so wie mein Schwiegervater es sich gewünscht hatte.

Den anderen Teil brachte mein Mann in unsere Wohnung in Peking. Da stand die Kiste dann erst einmal eine Weile auf dem Kleiderschrank und geriet beinahe in Vergessenheit, während wir unseren Alltagsgeschäften nachgingen. Der zweite Wunsch meines Schwiegervaters, einen Teil seiner Asche in seinem Heimatdorf in Süd-Shanxi zu beerdigen, wurde erst drei Jahre später erfüllt.

Warum es mit der Heimführung so lange dauerte, kann ich heute nicht mehr sagen. Vielleicht weil wir einen Zeitpunkt finden wollten, an dem auch sein jüngerer Sohn Du Jindong aus Kanada nach China hätte kommen können? Jedenfalls gingen fast zwei Jahre ins Land, bis mein Mann Anfang 2018 mit seinem Cousin in der Kreisstadt in Shanxi Kontakt aufnahm, um Bescheid zu geben, dass es uns um Ostern passen würde, die Asche nach Hause zu bringen. Du Jindong hatte bereits seinen Flug gebucht, als der Cousin uns mitteilte, dass das leider nicht möglich sei. Nach den örtlichen Gebräuchen könne dies nur im Todesjahr selbst oder erst wieder drei Jahre danach geschehen. Dies war ein erster Vorgeschmack darauf, dass die Wünsche des Verstorbenen oder auch der nahen Angehörigen nicht unbedingt ausschlaggebend sind. Der Schwiegervater hatte sich ausdrücklich für einen schlichten Abschied



**2. KURZER EXKURS IN CHINAS
LANGE BESTATTUNGSGESCHICHTE**

明器

„Das letzte Hemd hat keine Taschen“, sagt man bei uns, und meint damit, dass man nichts mit ins Grab nehmen kann. Kaiser, Fürsten und andere Lokalgrößen in der langen chinesischen Geschichte sahen dies anders und ließen sich eine vielfältige und reichhaltige Ausstattung mit ins Grab geben.

Neben umfangreichen schriftlichen Aufzeichnungen liefern uns diese Gegenstände Kenntnisse über die Bestattungsgewohnheiten früherer Jahrtausende. Objekte aus Gräbern füllen die Museen, nicht nur in China sondern weltweit. Während sich in früheren Jahrhunderten nur Grabräuber für die in den Gräbern lagernden Schätze interessierten, begannen im Rahmen der kolonialen Expansion im 19. und 20. Jahrhundert ausländische Sammler chinesische Kunstgegenstände und historische Artefakte in großem Maßstab aufzukaufen. Vor allem beim Bergbau und Eisenbahnbau wurden viele alte Gräber entdeckt und freigelegt.

Ein großer Teil der Keramiken, Tonfiguren, Bronzen und Jadeschnitzereien, die wir heute in Museen bewundern können, sind Grabfunde. Ursprünglich dazu bestimmt, den Verstorbenen ihre Existenz im Jenseits so angenehm wie möglich zu machen, liefern sie heute Anschauungs- und Studienmaterial zu Alltag und religiösen Vorstellungen längst vergangener Zeiten.

Reich ausgestattete Gräber der sich herausbildenden Eliten sind bereits aus der Mitte des 3. Jahrtausends vor Christus bekannt, beispielsweise aus der späten Phase der Dawenkou-Kultur (3.000-2.600 v. Chr.), eine von mehreren bedeutenden Regionalkulturen des chinesischen Kulturraums.

Kai Vogelsang, Professor für Sinologie an der Universität Hamburg und Autor der „Geschichte

Chinas“ schreibt dazu: „Am deutlichsten werden die sozialen Unterschiede dieser Gesellschaften jedoch nicht durch Spuren des alltäglichen Lebens dokumentiert, sondern durch die des Todes. Wie andere Kulturen auch, scheinen die Menschen des neolithischen China dem verstörenden Phänomen des Todes mit dem Glauben an eine Form des Weiterlebens nach dem Tode begegnet zu sein. So ließen sich die Sorgfalt und der immense Aufwand erklären, mit dem sie Gräber anlegten, und ihre Toten bestatteten. In der Dawenkou-Kultur etwa wurden manche Gräber mit hölzernen Grabkammern und dutzenden Grabbeigaben ausgestattet: Schmuck, Jadeobjekte, Schildkrötenpanzer, bemalte Keramikgefäße, und andere wertvolle Objekte wurden den Toten mitgegeben. Während die meisten Gräber weiterhin schlichte, unbestückte Gruben blieben, wurden im Laufe des 3. Jahrtausends vor Christus manche Gräber immer größer und die Beigaben reicher.“

Der älteste erhaltene königliche Gräberkomplex in China – seit 2006 auch Weltkulturerbe – stammt aus der späten Shang-Zeit (1300-1046 v. Chr.). Er liegt in Yinxu (= Ruinen von Yin), der ehemaligen Hauptstadt der späten Shang-Dynastie nahe der Stadt Anyang in der Provinz Henan. Von den 13 großen Gräbern lassen sich neun den letzten neun Königen der Shang-Dynastie zuordnen, die hier ihren Regierungssitz hatten. Die Grabstätten waren alle geplündert, nur noch die Größe der unterirdischen Grabkammern zeugt von dem Aufwand, der für ihre Errichtung betrieben wurde. Die Ausgrabungen begannen 1928, nachdem zahlreiche zufällige Funde von Orakelknochen Archäologen auf den Ort aufmerksam machten. 1976 entdeck-

ten die Forscher ein noch unversehrtes Grab, in dem eine Königsgemahlin bestattet worden war. Fast 2000 Objekte fanden sie darin, darunter 468 bronzene Gefäße mit einem Gewicht von 1.600 Kilo, 755 Objekte aus Jade und „Bargeld“ in Form von knapp 7000 Kaurischnecken, die im damaligen China Zahlungsmittel waren. Die Herrscher der Shang sind für ihren aufwendig betriebenen Ahnenkult bekannt, der durch Funde von Orakelknochen belegt ist, in die chinesischen Zeichen eingeritzt wurden. Die Ahnen wurden zu bestimmten Anlässen um Rat gefragt, wobei es oft um Antworten auf so praktische Fragen ging wie: „Wird es Regen geben?“, aber auch: „Wird es Krieg geben?“.

Eine neue gesellschaftliche Entwicklung, die sich in der Bestattungskultur widerspiegelte, zeigte sich laut Vogelsang in der Frühling- und Herbst-Periode (722-481 v. Chr.):

„Seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. wurden nämlich die Führer von Verwandtschaftsgruppen weitab von den Friedhöfen ihrer Verwandten in separaten Grabanlagen beigesetzt, die teilweise monumentale Ausmaße annahmen. Von weithin sichtbaren Hügeln überwölbt und mit kostbaren Bronzesätzen ausgestattet, übertrafen manche dieser Gräber die der Shang-Könige an Größe und Reichtum. (...) Die Gräber der unteren Elite dagegen hatten nichts, was auch nur annähernd an diese Prachtentfaltung heranreichte, im Gegenteil: sie wurden in Anlage und Ausstattung eher bescheidener, so dass sie sich den Gräbern der einfachen Menschen anglichen.“

Im Kontext der Geschichte der Bestattungspraxis in China weisen diese Elite-Grabstätten auf ein Phänomen hin, welches in überlieferten schriftlichen Quellen ebenfalls in der Frühling-

und Herbst-Periode auftaucht: die „kostspielige Begräbnispraxis“, bezeichnet als *houzang*, wobei *hou* wörtlich als „dick“ oder „üppig“ zu verstehen ist und *zang* einfach „beerdigen“ oder „bestatten“ bedeutet. Den Gegensatz dazu bildet *bozang*, die „dünne“, also sparsame Bestattung. Beide Begriffe sind bis heute in Gebrauch.

Wie der Religionswissenschaftler Philipp Hetsch in seiner Dissertation „Reichtum begraben“ feststellt, wurde die „kostspielige Bestattungspraxis“ bereits sehr früh als Problem wahrgenommen und die Kritik daran ging in den philosophischen Diskurs ein. Einer der ersten und heftigsten Kritiker war der kurz nach Konfuzius im 5. bzw. 4. Jahrhundert v. Chr. lebende Philosoph Mozi, der in einer seiner Schriften unter der Kapitelüberschrift „Beschränkung der Beerdigung – *Jiezang*“ ausführte, in welcher Weise die üblichen ausufernden Beerdigungs- und Trauerrituale den Lebenden, also der Gesellschaft, schaden. Eine üppige Begräbnis- und Trauerkultur mache einen Staat arm, bevölkerungsschwach und ungeordnet, so Mozi, was zur Folge habe, dass der Staat außenpolitisch schwach und nicht in der Lage sei, sich zu verteidigen. Mozi sprach sich ebenfalls gegen den in der Shang- und Westlichen Zhou-Dynastie (ca. 1122/1045–770 v. Chr.) üblichen Brauch aus, dass Diener und Konkubinen lebendig mit verstorbenen Königen, Fürsten und anderen Würdenträgern zusammen begraben wurden. Ab der Frühlings- und Herbst-Periode setzte es sich durch, diese Lebendopfer durch Nachbildungen, zum Beispiel Strohfiguren, zu ersetzen.

In einem anderen klassischen Text, den von Lü Buwei verfassten „Frühlings- und Herbstannalen – *Lüshi Chunqiu*“ aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. wurde die Pflicht der Nachkommen, den

Eltern einen friedlichen, sicheren Ort der letzten Ruhe zu schaffen, in den Vordergrund gestellt. Lü Buwei argumentierte, dass wertvolle Grabbeigaben Grabräuber anzögen, die die Ruhe der Toten störten, deshalb sei darauf zu verzichten. In den schriftlichen Quellen finden sich mit Ausnahme von Mengzi und Xunzi wenig explizite Befürworter einer teuren Bestattung, sie scheint vielmehr vor allem eine gesellschaftliche Realität gewesen zu sein. Die Kritik an verschwenderischen Begräbnissen wurde später eine allgemeine konfuzianische Tradition.

Begräbnisse waren also schon früh eine Gelegenheit, soziale Position und wirtschaftliche Macht öffentlich darzustellen und gleichzeitig zu untermauern. Ganz im Sinne des Konfuzianismus galt die Art der Durchführung eines Begräbnisses als Maß der „kindlichen Pietät – Xiao“, also der Kindesliebe oder des Respekts gegenüber den Eltern. Kurz gesagt, je mehr Aufwand für die Beerdigung der Eltern betrieben wurde, desto mehr Pietät und moralische Erhabenheit zeigte der Hinterbliebene. Die kindliche Pietät stieg unter den von Konfuzius eingeführten Tugenden in der späteren Han-Zeit, also im ersten und zweiten Jahrhundert n.Chr., gewissermaßen an die Spitze der Wertepyramide. Seine Wirkungskraft entfaltet dieses Konzept, repräsentiert durch das Zeichen xiao, bis heute. Auf den modernen Friedhöfen markiert es viele Grabmale und ist auch bei Beerdigungen präsent.

Gemäß der kindlichen Pietät waren Kinder ihren Eltern gegenüber im Leben zu Gehorsam und Fürsorge bis zum Lebensende und danach zu einem angemessenen Begräbnis und regelmäßigen Opferritualen am Grab oder vor der Ahnentafel verpflichtet. Ein weiterer Aspekt, der die Form

Konfuzius' Tugend Nr. 1:

Xiao – Die kindliche Pietät

Das chinesische Zeichen xiao 孝 besteht wie viele chinesische Zeichen aus zwei Teilen. Oben steht das Radikal lǎo 老, eine verkürzte Version des heute noch gebräuchlichen Zeichens 老 für „alt“. In seiner Urform soll es einen alten Mann mit langen Haaren dargestellt haben, der am Stock geht. Darunter steht das Zeichen zǐ 子, welches Kind oder Sohn bedeutet. Die Kinder stützen also die Eltern, dienen ihnen und haben ihnen gegenüber eine Fürsorgepflicht. So wird das Zeichen xiao bereits in Chinas erstem Zeichenlexikon, dem im 1. Jahrhundert n. Chr. von dem Gelehrten Xu Shen verfassten „Shuowen Jiezi“, erklärt. Es ist aber auch bereits auf Bronzegefäßen aus der Zou-Zeit belegt.



Das Zeichen xiao auf einem Grabstein in Peking, 2019

Was xiao alles umfasst wurde im „Xiaojing“, dem Klassiker der kindlichen Pietät festgehalten. Dort heißt es in Kapitel 10: „Ein pietätvoller Sohn dient seinen Eltern, indem er ihnen im Alltag mit ganzem Respekt begegnet, sie mit großer Freude pflegt, ihnen im Krankheitsfall seine ganze Sorge widmet, sie mit tiefem Schmerz betrauert und ihnen mit größtem Ernst opfert.“ Die direkte Beziehung zwischen xiao und dem Tod spiegelt sich auch in der Formulierung „Pietät anziehen“ wider, die bedeutet, beim Tode der Eltern oder anderer naher Verwandter die Trauerkleider anzulegen.

In der Yuan-Zeit (1271-1368) stellte Guo Jujing aus verschiedenen Quellen die „24 Geschichten kindlicher Pietät – Ershisi xiao“ zusammen. Neben Dong Yong, der sich als Arbeitssklave verkauft, um die Beerdigung

seines Vaters zu finanzieren, gibt es weitere extreme Beispiele der Aufopferung für die Eltern. So legt sich ein Sohn nackt neben seine Eltern, damit ihn die Mücken stechen, und eine Frau nährt ihre zahnlose Mutter oder Schwiegermutter mit ihrer Milch.



Das Zeichen xiao in Siegelschrift aus dem „Shuowen Jiezi“

und Pracht von Bestattungen prägte, ergab sich aus der Vorstellung, dass Verstorbene aus dem Jenseits Einfluss auf die Lebenden ausübten. Dieser konnte sowohl positiv als auch negativ ausfallen. So wird im „Buch der Zeremonien – Yili“, einem der Konfuzius zugeschriebenen „Fünf Klassiker“ aus dem 1. Jahrhundert v. Chr., darauf hingewiesen, dass es wichtig sei, den Leichnam gut zu versorgen, und es ihm „behaglich“ zu machen. Auf diese Weise könne die Seele ihren Frieden finden und werde nicht zu einem böswilligen oder rachsüchtigen Geist.

Bei dieser Seele handelt es sich in der chinesischen Vorstellung genaugenommen nicht um eine, sondern um (mindestens) zwei Seelen: eine, die als hun bezeichnet wurde und sich nach dem Tod verflüchtigte (alternativ auch zum Himmel aufstieg oder nach der Ausbreitung des Buddhismus ihren Marsch durch die Abteilungen der Unterwelt antrat), und eine zweite, po, die die leiblichen Überreste ins Grab begleitete. Im Weiteren war, so Hetmanczyk, nach der Jahrtausendwende ein Zuordnungsschema entstanden, welches die hun-Seele mit dem männlichen yang-Prinzip und dem positiv belegten Begriff shen, dem Ahn-Geist, assoziierte, und die po-Seele mit dem weiblichen yin-Prinzip und dem Begriff gui für Geist. Diese Vorstellung hat sich im Großen und Ganzen in den nachfolgenden zweitausend Jahren erhalten und den Umgang mit Verstorbenen geprägt. Sie manifestiert sich in bestimmten Ritualen, wie zum Beispiel dem „Zurückrufen der Seele“: Direkt nach Eintritt des Todes zum Beispiel sollten die Hinterbliebenen die hun-Seele zurückrufen, um ihrer Verflüchtigung entgegenzuwirken. Dies geschah mitunter vom Dach des Hauses aus oder involvierte Kleidungsstücke des Verstorbenen. Die po-Seele wiederum musste

mit Grabbeigaben beschwichtigt werden, um ihre Wiederkehr als unheilbringender gui-Geist zu verhindern. Während die po-Seele ihren Platz im Grab hat, existieren für die hun-Seele zwei Konzepte der Verortung: die Ahnentafel und die Unterwelt. Während die mit der Ahnentafel verbundenen Rituale dem konfuzianischem Vorstellungs- und Wertekreis zugeordnet werden, sind für Rituale, die die Seele durch die Unterwelt geleiten oder ihre Erlösung befördern, buddhistische und daoistische Experten zuständig.

In einer ZEIT-Reportage über eine „Geisterheirat“ in Shaanxi wird der Experte für chinesische Riten an der Shanghai-Universität, Professor Huang Jingchun, zitiert: „Die Chinesen glauben, sie leben im Jenseits im Grunde genau wie vorher. Also brauchen die Toten all das, was sie auch auf der Welt benötigen. Es ist Aufgabe der Lebenden, ihnen das mitzugeben.“

Keiner wurde mit der Abbildung seiner unmittelbaren Umgebung für das Jenseits so berühmt, wie Chinas erster Kaiser Qin Shi Huangdi, der 221 v.Chr. China einte und die Qin-Dynastie begründete. Obwohl seine Dynastie mit 14 Jahren (221-210 v. Chr.) nur kurz währte, schaffte es Qin Shi Huangdi, sich durch seine Grabbeigaben, die weltberühmte Armee aus Tonsoldaten, auch einen Sonderplatz im kulturellen Gedächtnis der Menschheit zu sichern. Die Terrakottaarmee wurde 1974 zufällig von Bauern in der Nähe der Großstadt Xian – früher Chang'an – entdeckt, die mehreren Dynastien als Hauptstadt diente und in deren Umgebung sich Kaisergräber aus der Han- und Tang-Zeit befinden. Die Armee besteht aus geschätzten 7000 bis 8000 überlebensgroßen Tonkriegern samt Streitwagen und Pferden. Die gesamte Grabanlage mit Flüssen aus Quecksilber – der Bau hatte bereits 247 v. Chr. begonnen – war

eine unterirdische Spiegelung der Welt, so wie sie der erste Kaiser gekannt hatte. Repliken seiner Soldaten und Pferde wurden von Touristen als Souvenirs in die ganze Welt getragen und zieren in Originalgröße so manchen deutschen Vorgarten.

Die Tonfiguren waren ein Fortschritt, da sie zumindest einige Menschenopfer ersetzt haben mögen. Die gab es in der Grabanlage von Qin Shihuangdi trotzdem noch, wenn auch in verhältnismäßig geringer Zahl. In einem Ausstellungskatalog zur Tonarmee, herausgegeben vom Ostasiatischen Museum in Stockholm, schreibt Jessica Rawson von Skelettfunden: Konkubinen, Prinzen und höhere Beamte, außerdem Pferde und „seltsame Kreaturen“ aus dem Garten des Kaisers mussten ihn auf seiner letzten Reise begleiten. Einen Kilometer westlich von der Hauptgrabanlage wurden Massengräber von jungen Männern entdeckt, die neben ihren menschlichen Überresten beschriftete Keramikscherben mit Namen, Herkunftsort, Vergehen und Strafmaß der Toten enthielten. Laut Rawski sollten diese Arbeiter dem Kaiser auch im Jenseits weiter zur Verfügung stehen. Die Grabanlage repräsentiert ein Prinzip, das auch für alle späteren Kaisergräber gilt: Sie ist ein unterirdischer Palast, der der Seele als Wohnstätte dient, so nah wie möglich am realen Leben. In manchen Anlagen, z.B. in Xuzhou, gab es sogar Küchenräume und Toiletten.

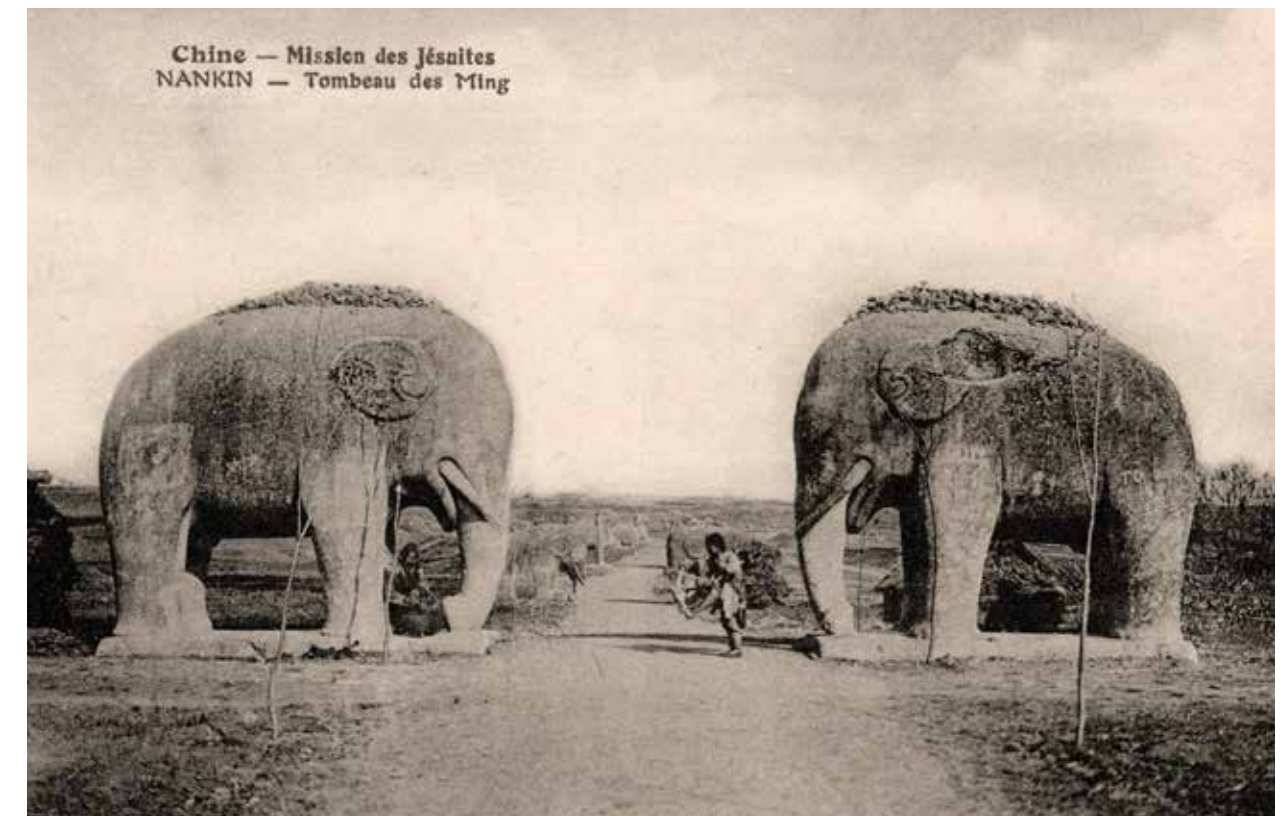
Einen Boom an Grabbeigaben erlebte die auf die Qin-Dynastie folgende Han-Zeit (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.). Menschenopfer waren jetzt nicht mehr üblich, sie wurden durch die sogenannten Mingqi, Miniaturnachbildungen von Menschen, Tieren, Gebäuden und Alltagsgegenständen aus glasierter und unglasierter Keramik ersetzt, die speziell für diesen Zweck in großen Mengen produziert wurden. Typisch sind Modelle

von mehrstöckigen Häusern, Ställen mit Nutztieren, Getreidespeichern, Öfen und so weiter. Von Konfuzius ist in den „Aufzeichnungen der Sitten“¹ unter dem Titel Grabbeigaben folgendes zur Funktion von Mingqi überliefert:

Meister Kung sprach: „Wenn man die Toten so versorgt, als ob sie völlig tot wären, so ist das nicht menschlich, und man darf es nicht tun. Wollte man die Toten so versorgen, als ob sie noch lebten, so ist das nicht weise, und man darf es nicht tun. Darum sind die Grabbeigaben so beschaffen, dass die Bambuskörbe nicht gefüllt werden können, dass die Tongefäße nicht glasiert sind, die Zithern und Harfen zwar Saiten haben, aber nicht gestimmt werden, die Flöten und Pfei-

fen zwar vollständig sind, aber nicht harmonisieren. Man hat Glocken und Klingsteine, aber keinen Ständer um sie aufzuhängen. Das nennt man Geistergeräte. Auf diese Weise behandelt man die Toten als verklärte Götter.“²

Neben den Miniaturen wurden den Toten aber auch solche Gegenstände mitgegeben, die sie im Leben benutzt hatten sowie Gefäße in Normalgröße, die Nahrungsmittel enthielten. So steht im Kapitel „Tan Gong I“ aus den „Aufzeichnungen der Sitten“: „Bei der Beerdigung seiner Frau gab der Fürst Xiang von Song 100 Gefäße mit Essig und eingelegtem Gemüse ins Grab. Zeng-zi sagt: ‚Obwohl es nur Grabgefäße sind, füllt er sie mit echten Speisen.‘“



Geisterweg Vorderseite



LETZTE DINGE

LETZTE DINGE

EINBLICKE



10 Millionen Menschen sterben jährlich in China. Was geschieht mit all den Toten? Bei ihren Recherchen rund um das Thema Sterben und Bestattungskultur in China ist die Sinologin Maja Linnemann auf zahlreiche kuriose Details gestoßen, die sie in diesem Buch veröffentlicht hat. Unter anderem geht sie folgenden Fragen nach: Wie laufen chinesische Staatsbegräbnisse ab? Wo liegt Chinas Prominenz begraben? Wie starb Chinas letzter Kaiser und wie Mao Zedongs Ehefrau? Darf man sich auch als Nicht-Chinese in China begraben lassen? Wo findet man Chinas schönste Friedhöfe? Die spannende und unterhaltsame Kulturreportage mit zahlreichen Fotos bietet aufschlussreiche Einblicke in ein schwer zugängliches Thema!

TOD UND BESTATTUNGSKULTUR IN CHINA

TOD UND BESTATTUNGS- KULTUR IN CHINA

Maja Linnemann

后
事

LETZTE
DINGE

DRACHENHAUS
VERLAG

ISBN: 978-3-943314-48-9



DRACHENHAUS
VERLAG